

Wöchentliche Beilage zur Echornen Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 30. 1887.

Schein und Sein.

Roman
von Friedrich Zimmermann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Weißt Du denn so genau, aus welchen Gründen Dich Fräulein Boroni zu sprechen wünscht?“ fragte Jane ihre Freundin.

„Nun, das ist doch sonnenklar,“ versetzte Ida, „ihre Beilen lassen nur eine Deutung zu: Gewähren Sie mir, ich beschwöre Sie, morgen Vormittag eine Unterredung unter vier Augen, Ihr und mein Lebensglück hängt von der Erfüllung dieser Bitte ab! — und wovon kann das Lebensglück eines jungen Mädchens denn anders abhängen, als von ihrer Liebe?“

„Muß es sich denn aber durchaus um den Doktor Weller handeln?“

„Was hätte ich wohl sonst mit der Sängerin gemein, das unser beider Lebensglück beträfe? Nein, Jane, suche mich nicht irre zu machen, ich fühle es, nur von dem Doktor Weller kann hier die Rede sein, wenn ich auch nicht weiß, was die Boroni antreibt, sich mir zu entdecken. Ach, Herzens-Jane, mir ist so bang zu Muthe, was werde ich hören, was erfahren? Ist er unschuldig, habe ich ihn vielleicht erkannt? Das ist doch kaum möglich. Aber ich werde anderenfalls wenigstens die Ueberzeugung von seiner Schlechtigkeit erlangen, wenn ich mit jener Sängerin gesprochen habe, und dann — dann bin ich ruhig, ganz gewiß, dann nenne ich seinen Namen nie mehr. Darum sei gut, sage kein Wort, sondern steh' mir bei.

damit Alles gelingt. Ich habe Franz befohlen, wenn eine unbekannte Dame nach mir fragen sollte, sie direkt in mein Zimmer zu führen, und Du, weil Du doch einmal meine Bundesgenossin bist, Du bleibst im Nebenzimmer und hältst Wache, auf daß wir nicht gestört werden.“

„Das ist ja eine hübsche Rolle, die Du mir zuertheilt hast.“

„Du mußt mir den Gefallen thun, nur dieses einzige Mal,“ bat Ida. „Kann ich mich auf Deinen Beistand verlassen? sage ja, liebste, süßeste Jane! Ach Gott, wenn Fräulein Boroni nur erst hier wäre, ich vergehe vor Ungeduld.“ Sie lief wieder zum Fenster und schaute mit solcher Aufmerksamkeit die Straße hinunter, daß sie nicht bemerkte, wie der Kommerzienrath eintrat; erst als er sie auf die Schulter klopfte, fuhr sie erschrocken zurück.

„Nun, Du kleine Schwalbe, Du glaubst wohl auch, der Sommer ist schon da, weil einmal die Sonne wieder scheint?“

„Die Luft ist so mild, so feuchtwarm,“ stammelte Ida verwirrt. „Man hält es gar nicht mehr im Zimmer aus.“

„Besonders auf so junge Herzen wirkt der Frühlingshauch förmlich elektrisirend, wie? Wir wollen gegen Mittag eine Spazierfahrt in den Park machen, ich lasse den Landauer anspannen, die Mutter und Fräulein Jane sind auch mit von der Parthie.“

„Aber nur nicht zu früh,“ entgegnete Ida lebhaft, „zwischen ein und drei Uhr ist es um diese Jahreszeit am schönsten.“

„Vor Eins wollen wir auch nicht fort. Hast Du Robert heute Morgen schon gesehen?“

„Nein, Papa!“ erwiderte Ida kurz.

„Hm, da muß ich doch wohl einmal hinunter in's Geschäft.“

Kaum hatte sich der Kommerzienrath entfernt, als Franz eintrat und mit geheimnißvoller Miene Ida die Ankunft der Sängerin meldete.



Schwedische Dorfkirche im Winter. (S. 235)

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er, „die Dame ist soeben angekommen, ich habe sie, wie Sie mir befohlen, in Ihr Zimmer geführt.“

„Jetzt gilt es,“ flüsterte Ida, „fühle, Jane, wie mein Herz pocht, aber ich will muthig sein. Nicht wahr, Du bleibst im Nebenzimmer?“

Dann eilte sie schnell von dannen.

Der Kommerzienrath war inzwischen in das Parterre-Geschoß hinabgestiegen, hatte Robert erst im Bureau, dann in den übrigen Geschäftslokalitäten gesucht und sich, als er ihn auch dort nicht fand, in die Privatwohnung desselben begeben.

„Karl,“ fragte er den Diener, „wissen Sie nicht, wo mein Sohn ist?“

„Der junge Herr ist heute in aller Frühe mit dem Herrn Lieutenant v. Dattenberg zur Jagd gefahren,“ antwortete der Diener zur nicht geringen Ueberraschung des Kommerzienraths, der kopfschüttelnd diese Nachricht entgegennahm.

„Das nenne ich Kaltblütigkeit,“ dachte er, „oder wahrhaft frevelhaften Leichtsinns, während einer solchen Börsenkrisis unbestimmt seinem Vergnügen nachzugehen.“ Er überlegte, ob er nicht in das Bureau gehen und die Bücher einmal revidiren sollte, allein er fürchtete mit Recht, seinen Sohn dadurch in den Augen des Personals zu kompromittiren. Robert mußte ja auch, so argumentirte er, nothwendiger Weise völlig gedeckt, Verlusten also nicht ausgekehrt sein, jedenfalls hatte er sich noch rechtzeitig von der Nordwestbahn zurückgezogen, er würde sonst unmöglich Zeit und Lust zu einer Jagdpartie gehabt haben. In dieser beruhigenden Zuversicht war er im Begriff, die Treppe wieder hinaufzusteigen, als Doktor Weller gerade zur Hausthür hereintrat.

„Sieh da, lieber Herr Doktor,“ sagte der Kommerzienrath. „Es ist mir lieb, daß ich Sie hier abfasse. Seien Sie so freundlich, mit mir auf ein Viertelstündchen in mein Kabinet zu kommen, ich habe Ihnen einige vertrauliche Mittheilungen zu machen.“

„Ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Kommerzienrath.“

„Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, wenn ich ganz offen mit der Sprache herausgehe,“ fuhr der Kommerzienrath fort, „ich kenne Sie ja als einen vernünftigen Mann und bin überzeugt, wir werden ohne Mißverständnisse völlig diese etwas peinliche Angelegenheit schlichten, deren rüchhaltslose Besprechung ich Ihnen sogar schuldig bin — bitte nur hier herein.“ Damit schloß sich die Thür von des Kommerzienraths Zimmer hinter Beiden.

Der Kommerzienrath aynte nicht, daß nur wenige Zimmer von dem seinigen entfernt gerade die Person, über deren Verhältnis zum Doktor Weller er sich von diesem Auskunft erbitten wollte, mit seiner Tochter in einer Unterredung begriffen war, von deren Ausgang die Ruhe und das Glück Ida's abhing.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht,“ begann Ida nach kurzer gegenseitiger Begrüßung mit vor Erregung leise zitternder Stimme, während sie durch eine Handbewegung Irma einlud, Platz zu nehmen und sich ihr in einiger Entfernung gegenübersezte. „Ich verstehe Ihre etwas räthselhaften Zeilen nicht ganz, da Sie mir bis jetzt gänzlich fremd sind und ich nicht recht begreife, in welcher Verbindung Ihr Lebensglück mit dem meinigen stehen kann.“

Irma hatte den dichten Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, zurückgeschlagen.

„Ein Kind — ein reines Kind noch, deren einziger Vorzug in der Jugend besteht — in ihrer Jugend und ihrem Geld,“ murmelte sie, den starren Blick, der etwas von der magischen Gewalt der Schlange hatte, die ein armes Vögelchen mit ihren funkelnden Augen bezaubert und bannt, unverwandt auf Ida gerichtet. Eine

Pause entstand, die Ida, der vor banger Erwartung der Athem in der Brust stockte, nicht zu enden wagte.

„Kennen Sie den Doktor Weller?“ fragte Irma nach einer Weile so unvermittelt, daß Ida, obgleich darauf vorbereitet, doch bei dem Klange des Namens unwillkürlich zusammenzuckte, während das Blut, das ihre Wangen verlassen hatte, dieselben plötzlich purpurn färbte. Die Sängerin lachte leise zwischen den Zähnen.

„Nicht wahr, Sie kennen den Doktor Weller?“

„Er ist unser Hausarzt,“ versetzte Ida so unbefangen, als es ihr möglich war.

„Nur der Hausarzt — wie unverfänglich,“ sagte Irma. „Nur der Hausarzt?“ wiederholte sie dann mit erhobener Stimme.

„Wie meinen Sie das, ich verstehe Sie nicht.“

„Oder Sie wollen mich nicht verstehen, sagen Sie es nur frei heraus. Ich will mich Ihnen deutlicher machen. Gilt Ihnen der Doktor Weller nicht mehr wie jeder andere Hausarzt, hat das Gerücht, das mir zu Ohren gekommen, hat das brennende Roth, das ich auf Ihrer Wange sehe, gelogen? Sie lieben den Doktor Weller nicht? Antworten Sie mir!“

„Was berechtigt Sie zu einer solchen Frage?“

„Was mich dazu berechtigt, kleine Schlange? Weil sein Herz mir gehört, weil ich ältere Rechte darauf besitze, die ich mir nicht von einem hübschen Lärvochen und einer reichen Mitgift entreißen lasse. Was liebt er denn an Ihnen, junges Ding, wenn er Sie liebt? Das, was Sie besitzen, nicht, was Sie sind — Sie können sein Herz erkaufen, aber nicht erringen wie ich, dazu gehört mehr, als Sie aufzubieten haben — dazu gehört meine Leidenschaft, meine Kraft, meine heiße Empfindung, gegen die sich Ihre sittliche Keigung ausnimmt wie das matte Flämmchen im häuslichen Kamin gegen das glühende Licht der Sonne. Wagen Sie es noch, mit mir in die Schranken zu treten?“

Vor dem unheimlichen Blick der Sängerin wich Ida unwillkürlich einen Schritt zurück, sie sah das Hohnlächeln im Gesicht der Nebenbuhlerin, ihr Stolz wollte sich dagegen empören, aber die Worte Irma's schmetterten sie zu Boden. Bei der Bestätigung der Falschheit und Untreue des Geliebten übermannte sie das Gefühl des unwiederbringlichen Verlustes dergestalt, daß sie alle ihre Selbstbeherrschung verlierend in einen Stuhl sank und in Thränen ausbrach. Irma betrachtete sie einige Augenblicke mit triumphirender Freude, dann ging eine Wandlung in ihren Zügen vor, es schien, als ergrieffe sie plötzlich Mitleid mit der Gedemüthigten.

„Armes Kind,“ sagte sie in mildem Tone, „ja, das thut weh, wenn man den Geliebten verlieren muß, das trampft das Herz zusammen, erstarrt das Blut in den Adern und die ganze schöne Welt da draußen sieht mit einem Male schwarz und düster aus — Himmel und Erde sind freudenleer — und wenn man dann wenigstens weinen kann, das thut wohl! — aber trodene Augen und dazu ein heißes Herz, in dem es glüht und brennt, und wildes Blut wie flüssiges Feuer in den Adern — und hier in den Schläfen dies Hämmern und Pochen und der dumpfe Druck, als hätte uns der Schmied einen stählernen, ungerbrechlichen Keisen um die Stirn gelegt — das ist schlimm, das ist schrecklich!“ Sie strich sich mit der Hand über die Schläfen. „Da sitzt er, und er zieht sich immer fester zu — immer fester, ich fühle es schon lange — herunter damit, ich will ihn nicht leiden!“ Damit knirschte sie mit den Zähnen und ging auf Ida zu, faßte sie an der Hand und führte die Willenlose zum Sopha.

„Weine nicht, Kind,“ fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, „was kann Dir an dem Einen liegen? Du hast ja Alles, was das Leben schmückt, Reichthum, Eltern, Freunde,

Jugend, Gesundheit, und Dein Verlust ist gering — ich habe nichts, gar nichts, ich bin jung in die Welt hinausgestoßen unter fremde Leute, die nur der Egoismus treibt, sich mir zu nahen, bin schutzlos, hilflos und liebeleer — ich besitze nichts als ihn, den mein Herz erwählt, willst Du mir ihn rauben?“

Ida, die sich inzwischen etwas gefaßt, richtete sich bei diesen Worten auf und wischte die Thränenpuren aus ihrem Antlitz. Sie wollte ihre Schwäche nicht zeigen, nicht verrathen, wie tief sie die Worte ihrer Nebenbuhlerin gedemüthigt und wie bitter sie die Schlechtigkeit des Geliebten schmerzte.

„Was gilt mir der Doktor Weller,“ entgegnete sie mit zuckenden Lippen, „er ist mir ja ganz gleichgiltig.“

„Wirklich, und Sie verzichten auf ihn?“ rief Irma, ihre Hände fassend und ihr forschend in die Augen schauend. „Sprich, Kind, Du sollst meine Liebste, meine beste Freundin sein auf dieser Erde, ich will Dich dafür auf Händen tragen, will Dich verehren wie meine Wohlthäterin, befreie mich von der Furcht, die mir die Seele martert. Du willst den Doktor aufgeben?“

„Ich kann nichts aufgeben, was ich gar nicht besitze,“ erwiderte Ida, während sich auf's Neue die Thränen in ihre Augen drängten. „Werden Sie glücklich mit ihm, was bedarf es meiner Zustimmung noch, wenn er Sie liebt.“ Sie neigte leise schluchzend den Kopf auf die Lehne des Sopha's.

„Wenn er mich liebt!“ wiederholte Irma langsam, wie träumend. „Wenn er mich liebt? Das ist es ja eben — wenn er mich liebt; o, wie oft habe ich darüber schon nachgedacht und gegrübelt, bis mir der Kopf zerspringen wollte und das Herz still zu stehen drohte. Glaubst Du, Liebe erringt sich so leicht? Sie will erbeten, erkämpft sein, mit tausend Opfern erkaufte, mit tausend Schmerzen bezahlt!“

Sie lehnte sich zurück und schaute regungslos zur Decke hinauf.

„Sieh, Kind,“ begann sie abermals in so gleichförmigem Tone, als spräche sie zu sich selbst, „Du wirst mich gar nicht begreifen, Du kennst die Liebe noch nicht, für Dich ist jeder Mann gleich, denn in Deinem Alter trifft man noch keine Auswahl, man sieht höchstens nach dem schönen Gesicht oder hört auf die glatten Worte — so machte ich es auch, als ich sechzehn Jahre alt war. Wenn man aber fünf- undzwanzig geworden ist, wenn man sich umgeschaut hat in dieser kalten Welt, wenn man die Männer kennen gelernt hat, wie wenige diesen Namen verdienen, dann erst weiß man den Werth des Einzelnen zu schätzen. Du kannst sie Dir für Dein Geld Alle kaufen, einen wie den andern — aber hüte Dich, sei klug, folge meinem Rathe, nimm den, der sich nicht kaufen läßt, das ist der Rechte. Ich habe keinen Reichthum, doch ich bin schön, bin eine Künstlerin, aber ich bin auch klug und will den, der mich verschmäht — das ist der Rechte für mich.“

Ida horchte auf und schaute fragend in das blasse, starre Gesicht der Sängerin, die in demselben halblauten Tone fortfuhr:

„Als ich ihm zum ersten Male begegnete, als mein Auge zuerst das seinige traf, da durchfuhr es mich wie ein Blitzstrahl, da fühlte ich, daß ich gefunden hatte, was ich so lange vergebens gesucht — den Mann, dem ich mich zu eigen geben könnte für Zeit und Ewigkeit. Es lag etwas in seinem Blick, das mich niederzwang, und als er mich zurückstieß, da hätte ich ihn tödten können vor Schmerz und Zorn und jubelte doch auf in meinem Innern, liebe ihn nur noch mehr, noch inniger, heißer. Alles bin ich bereit gewesen, ihm zu opfern, meine Triumphe, meine Künstlerlaufbahn, mich selbst, jeden Tropfen Blut in meinen Adern — und

er ist kalt geblieben und ungerührt.“ Ihre Stimme war bis zum Flüsterton herabgesunken.

„Und warum?“ fuhr sie plötzlich auf, „was versteinerte dein Herz, was verschloß seine Sinne und wappnete ihn gegen die siegende Gewalt meiner Liebe, der noch Keiner widerstanden? Du — Du bist es, die feindlich zwischen ihn und mich getreten — Du Nichts, Du unbedeutendstes aller Geschöpfe, Du wagst es befehlen zu wollen, was das Schicksal mir bestimmt hat?“

Sie schnellte empor, und fixirte Ida mit irrem Blick.

„Gib Deine frechen Ansprüche auf! Glaubst Du, ich lasse mir den Preis meines Lebens entreißen — zitterst Du nicht, Jämmerliche — unterfängst Du Dich, mit mir in die Schranken zu treten? Sage ja, damit ich Dich vernichte, oder laß ihn frei, laß ihn mir, Niemand gehört er als mir allein!“

„Ihnen?“ entgegnete Ida, mit der während der letzten Worte Irma's eine überraschende Wandlung vorging. Jubelnde Freude erfüllte ihre Brust und schwellte ihr den wogenden Busen, sie hatte es ja jetzt gehört aus dem eigenen Munde der Nebenbuhlerin, Fritz liebte jenes Weib nicht, das ihn mit ihrer wilden Leidenschaft verfolgte und das allein die ganze Schuld des unseligen Mißverständnisses trug, dem Fritz zum Opfer gefallen. Mit der festen Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit des Geliebten kehrte ihr auch der Muth zurück, für ihre Liebe zu kämpfen, stolz und zuversichtlich schaute sie der Nebenbuhlerin in's Auge, die drohend vor ihr stand.

„Was können Sie von mir begehren? Ist nicht der Doktor Weller ein Mann, der über sich selbst zu bestimmen weiß? Soll ich vielleicht dazu mitwirken, ihn in Ihre Arme zu führen, da er Sie nach Ihrem eigenen Geständnisse flieht? Oder was verlangen Sie eigentlich von mir?“

„Du liebst ihn?“ zischte Irma.

„Ja, ich liebe ihn, jetzt darf ich es frei gestehen.“

„Ja, also doch! Du willst mühelos gewinnen, wofür ich mein Leben eingesetzt, und ich soll vergebens gerungen und gelitten haben? Du hilfst Dir ein, Thyrin, daß ich, die er wie eine lästige Bettlerin von sich abgeschüttelt, gelassen zusehen sollte, wie er das Herz, das meinem Jammer, meinem Flehen unzugänglich blieb, Dir lächelnd in den Schoß wirft? Sprich, Schändliche, Du glaubst das und zitterst nicht vor der Rache der Verzweifelten?“

„Nein! Ich bedaure Sie. Ich würde nie um die Liebe eines Mannes betteln, der mich verschmäht; den aber, der mir die seinige entgegenbringt und den ich aus ganzem und vollem Herzen wieder lieben darf, den lasse ich nicht und müßte ich darüber zu Grunde gehen.“

Ein heiserer Laut der Wuth kam über Irma's Lippen, während sie mit den Händen krampfhaft in die Luft griff, als wolle sie die Gegnerin erwürgen.

„Jetzt zeigst Du Deinen wahren Charakter, kleine Ratter! Deine Thränen waren Heuchelei, um mich zu täuschen, und es wäre Dir beinahe gelungen, noch zur rechten Zeit habe ich Dich durchschaut.“ Sie ging auf Ida zu und näherte ihr verzerrtes Gesicht dem ihrigen. „Hoffe nicht, höhnnend über mich triumphiren zu können, Du bist in meiner Gewalt —“

„Sprechen Sie in anderem Tone zu mir, oder verlassen Sie mich auf der Stelle!“

„Nicht eher, als bis Du mir schwörst, ihm auf ewig zu entsagen.“

„Sie sind nicht bei Sinnen!“ rief Ida, zurückweichend und nach dem Klingelgriff fassend.

„Gut genug, um Dich zu tödten, wenn Du mir nicht gehorchst — schwöre, oder —“ sie fuhr mit der Hand in die Tasche ihres Kleides.

„Lassen Sie mich!“ rief Ida erschreckt von dem Ausdruck im Gesicht der Sängerin, „verlassen Sie mich, oder ich rufe die Diener herbei.“

Mit einem wilden Gelächter sprang Irma auf sie zu, ein funkelnder Gegenstand glänzte in ihrer Hand.

„Rufe doch! Rufe doch! Nicht lebend sollst Du von der Stelle!“

„Hilfe! Hilfe!“ schrie Ida zurücktaumelnd. Im nächsten Augenblick fühlte sie die Finger der Rasenden an ihrer Kehle, es blühte etwas vor ihren Augen, abwehrend streckte sie die Arme aus, noch ein halberstücker Schrei der Todesangst und kraftlos sank sie in die Kniee.

Da wurde die Thüre aufgerissen, Fritz eilte herein, hinter ihm Jane. Mit einem Sprung stürzte er auf Irma zu, riß sie zurück und packte mit festem Griff ihr Handgelenk, während Ida auftaumelte und in die Arme ihrer Freundin sank.

Die Sängerin stand wie vom Blitz getroffen, regungslos, den irren Blick, in dem der Wahnsinn glühte, schen auf des Doktors Antlitz gerichtet, der ihr einige Sekunden fest und ruhig in die Augen sah.

„Lassen Sie den Doldh fallen!“

Irma's Hand öffnete sich widerstrebend; als der Stahl klirrend auf den Boden niederfiel, lief es wie ein Schauer durch ihre Glieder.

„Folgen Sie mir!“ befahl Fritz. Irma gehorchte und langsam, Schritt für Schritt, noch immer ihr Handgelenk umspannt haltend und ihr unverwandt in die Augen schauend, wich Fritz nach der Thüre zurück. Irma folgte, wie gebannt durch seinen Blick, willenlos. Jane und Ida standen, ohne sich zu rühren, in schweigendem Entsetzen. Schon war Fritz bis zur Schwelle gelangt, da stieß Irma einen heiseren, marzdurchdringenden Schrei aus.

„Du willst mich mordern — laß mich los!“ kreischte sie auf. „Zieh' mir den Keil nicht so fest um den Kopf zusammen!“ Dann fuhr sie mit der Linken nach dem Herzen und brach lautlos zusammen. Fritz fing die Unglückliche auf.

„Schaffen Sie einen Wagen, schnell.“ befahl er dem herbeigeeilten Diener. Dann ließ er die Ohnmächtige auf das Sopha niedergleiten und beugte sich über Ida, die halb bejinnungslos in einen Fauteuil gesunken war.

„Sind Sie verletzt, Ida, um Gottes willen, sprechen Sie, sind Sie verletzt?“

„Nein — nein!“

„Erholen Sie sich, alle Gefahr ist vorüber.“

Sie schlug die Augen auf und ein leuchtender Blick traf ihn, daß es ihn heiß durchriefelte.

„Verzeih!“ hauchte sie. „Ich habe Dich ungerechter Weise gekränkt.“

„Ida!“ rief Doktor Weller, ihre Hand pressend. Doch jetzt war nicht die Zeit, seinem Herzen, das überströmen wollte, freien Lauf zu gewähren. Die Pflicht rief gebieterisch. Er ließ die kleine Hand, die in der seinen bebte, los und wendete sich zu Irma zurück, um mit Hilfe des zurückgekehrten Dieners dieselbe in den Wagen zu schaffen. Eben traten der Kommerzienrath und seine Frau, herbeigerufen durch den Alarm, in's Zimmer.

„Die Unglückliche ist plötzlich wahnsinnig geworden.“ raunte Fritz dem Kommerzienrath im Vorbeigehen zu.

„Um's Himmels willen, Kind, was ist geschehen?“ rief die Kommerzienrätthin, Ida in ihre Arme schließend. „Die Minna stürzt zu mir herein mit dem Rufe, eine Verrückte hätte Dich umbringen wollen. Wie war das nur möglich, wie kam sie in Dein Zimmer? Du

bist doch unverfehrt? Ach Gott, mir zittern alle Glieder.“

„Es ist Alles glücklich vorübergegangen, beruhigen Sie sich, Frau Kommerzienrätthin,“ versetzte Jane.

„Wer war die Dame, kennst Du sie?“ fragte der Kommerzienrath.

„Die Sängerin Boroni.“

Dem Kommerzienrath wurde es nicht schwer, nach den Erklärungen, die ihm Fritz kurz vorher ertheilt, den Zusammenhang ungefähr zu errathen. Doch fand er augenblicklich keine Gelegenheit, mit Ida näher darüber zu sprechen, da Hannchen hundert Kreuz- und Querfragen an diese zu richten hatte und sich über das unerhörte Ereigniß gar nicht zufrieden geben konnte. Von der Straße herauf tönte das Geräusch des davonrollenden Wagens, eine Minute später erschien auch der Diener und berichtete:

„Der Herr Doktor ist nach der Heilanstalt des Professors Madelung gefahren, sobald er irgend könne, würde er hier wieder vorkommen.“

„Nach der Heilanstalt des Professors Madelung, des Irrenarztes!“ rief die Kommerzienrätthin, „das ist ja entsetzlich; wenn ich mir denke, in welcher Gefahr Du geschwebt hast, theuerstes Kind, so dreht sich Alles mit mir im Kreise herum. Gott sei Dank, daß wir mit dem bloßen Schreck davonkommen sind; aber meine armen Nerven, die müssen wieder die Zeche zahlen. Ich fühle bereits meinen fatalen Schwindel, Minna, führen Sie mich schnell auf mein Zimmer, ich muß mich sofort zu Bett legen.“

„Erlauben Sie, Frau Kommerzienrätthin, daß ich Sie unterstütze?“ fragte Jane.

„Herzlichsten Dank, liebe Jane! Ach, daß Sie uns auch verlassen wollen, Sie, die meinen Zustand von Allen am besten verstand. Schone Dich nur recht sehr, Ida, leg' Dich auch nieder, der Schreck kann sonst böse Folgen haben — da, da, es flimmert mir schon vor den Augen, bitte, liebe Jane, geben Sie mir Ihren Arm — so!“

(Fortsetzung folgt.)

Die schwedischen Dorfkirchen.

(Mit Bild auf Seite 233.)

Wie in Norwegen, so spielt auch in Schweden seit Alters her der Holzbau auf dem Lande eine Hauptrolle, und so findet man denn auch die schwedischen Dorfkirchen überwiegend aus Holz in zum Theil höchst originellen Formen aufgeführt. Diese Kirchenbauten sind meist sehr alt und haben dann — wie auf unserem Bilde Seite 233 zu sehen — stets einen von der eigentlichen Kirche getrennten, ebenfalls aus Holz aufgeführten Glockenthurm, dessen weithin schallendes Geläute die Landbevölkerung Sonntags zur Kirche ruft. Sehr erchwert wird der Kirchenbesuch im Winter, wenn alle Wege und Straßen tief verschneit sind, aber trotzdem hält der schwedische Bauer streng darauf, daß seine Familie Sonntags das Gotteshaus besuche, und die Hindernisse müssen schon ganz außerordentliche sein, wenn solches unterbleibt. Schon mit Tagesgrauen sieht man daher an Sonn- und Festtagen von allen Himmelsrichtungen her Männer, Frauen und Kinder aus den oft weit entfernten Bauerngehöften und den meist ziemlich zerfrenut liegenden Häusern des Dorfes der Kirche zuilen. Man kommt je nach Beschaffenheit der Wege oder der Entfernung der Wohnsitze auf Schlitten, zu Pferde, zu Fuß, auf Schlittschuhen oder den landesüblichen Schneeschuhen. Nach beendetem Gottesdienste wird dann gewöhnlich noch etwas vor der Kirche verweilt, um mit Freunden und Bekannten, die man sonst nur selten zu Gesichte bekommt, zu plaudern, ehe der Rückweg angetreten wird.

Die Weberei in Serbien.

(Mit 2 Abbildungen.)

Die Serben zeigen eine angeborene Anlage zu gewissen Zweigen der Hausindustrie, von denen namentlich die Weberei sehr in Blüte steht und auf dem Lande noch überall geübt wird. Außerordentlich geschickt sind besonders viele Frauen in der Zusammenstellung der Muster für die selbst gewebten bunten Wollstoffe, die dann zu Röcken, Teppichen, Jacken u. s. w. verarbeitet werden. Die obere Abbildung zeigt uns eine serbische Bäuerin am Webstuhl (Pazboj), der, obwohl von einfachster Konstruktion, doch allen an ihn gestellten Anforderungen genügt und in seiner ländlichen Haushaltung fehlen darf. Zugleich ersehen wir aus dem Bilde, daß auch die serbische Schöne das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden weiß, indem der junge Ehegatte oder Bräutigam der Arbeitenden dieser die Zeit durch sein Spiel auf einer Art Schalmei verkürzt. — Im Gegensatz zu dieser noch allgemein verbreiteten Wollweberei ist die früher in ausgebreiteter Weise betriebene Laufstieppichweberei leider mehr und mehr im Verschwinden begriffen. Nur wenige Handwerksmeister gibt es noch in Serbien, welche die alten dauerhaften Laufstieppiche aus Hand zu fertigen verstehen; diese aber haben auch vollauf zu thun, da man ihre früher überall verbreiteten Waaren schon als Raritäten zu betrachten anfängt. Unsere untere Illustration stellt die Werkstätte eines Mutavdzija oder Laufstieppichwebers dar, während der Meister gerade bei der Arbeit beschäftigt ist. Auch hier überrascht uns der Webstuhl durch große Einfachheit der Konstruktion, deren Mängel die Geschicklichkeit des Arbeiters ausgleichen muß.



Serbische Bäuerin am Webstuhl.



Serbischer Laufstieppichweber.

knochigen Gaul, dem Goldgräberlager am Erskinefluße zu. Führer und Eigenthümer des Wagens war John Davis, der Storehalter von Golden-Gully, der sich auf dem Heimweg befand mit zu Dubbo eingekauften Waaren für seinen Laden, in welchem während seiner Abwesenheit seine Frau und ein sechzehnjähriger Sohn das Verkaufsgeschäft besorgten.

er in diese Gegend am Erskine gekommen war, wo er sich zuletzt auf der großen Schäfersrei der Gebrüder Hamilton aufgehalten, um das Leben und Treiben auf derselben zu skizziren. Da ging er denn einmal in den Gumwald hinaus, um ein paar Baumstudien zu machen, und verirrete sich gründlich im Busch. Nach vielstündigem Umherwandern in der Wildniß traf er endlich den Planwagen. Da die Hamilton'sche Station nicht weit von Golden-Gully entfernt liegt, so beschloß er, mit dem Händler zunächst nach dem Goldgräberlager zu fahren.

Es ging gegen Abend, Dunkelheit brach herein. Die beiden Reisenden und auch der alte Gaul waren sehr ermüdet. Noch aber befanden sie sich weit von Golden-Gully.

„Ist eine Farm, eine Station oder ein Wirthshaus in der Nähe, wo wir einkehren können?“ fragte Somers.

„Nein; wir müssen im Walde kampiren,“ versetzte Davis. „Von hier bis zum Goldgräberlager ist keine menschliche Wohnstätte zu finden.“

„Aber ich sehe dort vor uns doch ein Licht.“

„Wahrhaftig! Es muß ein Stern sein, der durch die Bäume schimmert.“

„Das ist unmöglich. Es ist eine flackernde Flamme.“

„Dann lagern dort Leute im Walde. Nun, so werden wir zur Nacht Gesellschaft haben.“

„Es könnte aber verdächtiges Gesindel sein?“

„Das ist nicht anzunehmen. Es werden jedenfalls Goldgräber sein, die entweder von Golden-Gully herkommen oder

dorthin sich begeben wollen.“

Der Händler trieb den müden Gaul zu schnellerem Gange an, und so näherte sich der Planwagen rasch dem Lagerfeuer. Als sie dasselbe beinahe erreicht hatten, sahen sie einige Gestalten sich im Lichtschein bewegen. Es lagerten dort sechs Männer.

„Hallo!“ schrie eine grobe Baßstimme, „was kommt da durch den Busch angerasselt?“ „Gut Freund!“ versetzte arglos der Händler

Im Gumwald.

Australische Erzählung

von

Felix Lissa.

(Nachdruck verboten.)

Durch den staubigen australischen Gumwald, vierzig englische Meilen nordwestlich von Dubbo, rollte ein Planwagen, gezogen von einem stark-

Bei ihm im Wagen saß ein junger eleganter Herr, der also nicht so aussah, wie ein gewöhnlicher Buschläufer. Es war Mr. William Somers, ein Künstler, geschätzter Maler und Zeichner, den die „Illustrated London News“ nach Australien gesandt hatte, um Zeichnungen zu entwerfen, welche dann als Holzschnitte mit erklärendem Text in dem berühmten Journal erscheinen sollten.

Er hatte deren schon viele angefertigt, bis



Im Garten wandelt hohe Mittagszeit,
Der Rasen glänzt, die Wipfel schatten breit;
Von oben sieht, getaucht in Sonnenschein
Und leuchtend blau, der alte Dom herein.

Am Birnbaum stht mein Töchterchen im Gras;
Die Märchen liest sie, die als Kind ich las;
Ihr Antlitz glüht, es ziehn durch ihren Sinn
Schneewittchen, Däumling, Schlangenkönigin.

Kein Laut von außen stört; 's ist Feiertag —
Nur dann und wann vom Thurm ein Glockenschlag!
Nur dann und wann der mattgedämpfte Schall
Im hohen Gras von eines Apfels Fall!

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar,
Gleichwie im Traum verschmilzt, was ist und war;
Die Seele löst sich und verliert sich weit
In's Märchenreich der eignen Kinderzeit.

„Wer seid Ihr?“

„Ich bin der Storehalter John Davis von Golden-Gully.“

„Bringt Ihr Provisionen von Dubbo?“

„Ja wohl.“

„So sollt Ihr willkommen sein! Ihr seid gerade der rechte Mann für uns, denn wir stecken hier verwünscht in der Klemme. Habt Ihr Branntwein und Tabak?“

„Für baar Geld habe ich Alles, was das Herz begehren mag.“

„Geld ist bei uns allemal nebensächlich!“ rief der Mann mit der Baßstimme, zum Wagen tretend. „Jungens, ich glaube, dieser würdige Handelsmann wird mit uns ein herrliches Geschäft auf Kredit machen!“

Die Kameraden des Sprechers drückten durch ein begeistertes Hurrah ihre Zustimmung aus. „Was soll das heißen?“ fragte der Händler bestürzt. „Seid Ihr nicht ehrliche Miner?“

„Wir sind die Zollbeamten der Wildniß, lieber Mann, Alles, was in unsere Hände fällt, erklären wir für Kontrebande und belegen es mit Beschlag.“

„Also Buschräuhdscher?“ flammelte der Händler erschrocken.

„So etwas Aehnliches. Wir hoffen, mit der Zeit die berühmtesten Wildnißhelden Australiens zu werden. Einstweilen fehlt es uns noch an der nöthigen Ausrüstung, besonders an Waffen. O, Ihr habt da ja einen hübschen kleinen Revolver! Gebt nur her, mein Lieber, das Ding wird eine niedliche Zierde für mich sein!“

Davis hatte in der Verwirrung seinen Revolver hervorgezogen; aber was konnte er mit dem schwächlichen unbewaffneten Maler gegen sechs solche Wegelagerer ausrichten? Ehe er wußte, wie ihm geschah, war seinen Händen die Waffe von dem herkulischen Mann mit der Baßstimme entwunden.

„Mein Name ist Patrick O'Flaherty, meine Wiege stand am Shannon,“ sagte Letzterer vernüthigt. „Wegen meiner Tugenden wurde ich nach Botanybai deportirt; ich hatte nämlich in Dublin einen patriotischen Streithandel mit einigen zudringlichen Beamten Ihrer großbritannischen Majestät. Unter meinen Gefährten sind noch zwei Irländer, zwei sind Schotten und nur einer ist ein Engländer. Wir waren bis vor acht Tagen Sträflinge und arbeiteten als solche an dem Straßenbau bei Sofala. Weil uns diese langweilige Beschäftigung unmöglich gefallen konnte, schlugen wir zwei Soldaten von der Wachmannschaft nieder, jagten die anderen in die Flucht und zogen uns dann in diese angenehme Wildniß zurück, um als freie Männer zu leben und zu sterben.“

„Ihr wollt mich ausplündern?“

„Das ist ein häßliches Wort. Um zu leben, müssen Männer unserer Art natürlich zugreifen und nehmen, wo sie etwas erwischen können.“

„So nehmt denn meine Ladung, wenn es nicht anders sein kann, ich muß mich in das Unvermeidliche fügen. Aber dann laßt mich mit meinem Gefährten und dem Fuhrwerk ruhig meines Weges ziehen.“

„Wer ist Euer Gefährte?“

„Ein Maler, der in Australien Zeichnungen angefertigt für eine Londoner illustrierte Zeitung.“

„Kuriös!“ brummte der Herkules. „Ich besorge, da ist eine Spitzbüberei im Spiele. Daß ein Londoner Maler im australischen Busch umherläuft, will mir doch nicht recht in den Sinn. Vielleicht ist der junge Bursche ein Spion von der vermaledeiten Buschpolizei.“

„Nein, Ihr Herren,“ rief Somers; „ich bitte, laßt von mir keine falsche Meinung! Ich bin wirklich ein Maler und Zeichner. Mit der Buschpolizei habe ich gar nichts zu schaffen.“

„Ich muß das kennen,“ sagte einer von den Laugenichtsen, der Aussprache nach ein Schotte. „Ich habe selber ehemals in Edinburgh als

Anstreicher gearbeitet. Wenn der Herr ein Maler ist, so möge er das beweisen.“

„Seht hier die Zeichnungen in meinem Stizzenbuch!“

„Kommt näher zum Feuer!“

Beim Scheine des Lagerfeuers wurden nun die Stizzen des Zeichners von den flüchtigen Sträflingen besichtigt und kritisiert. Der Anstreicher aus Edinburgh erklärte mit wichtiger Miene, daß die Sache richtig sein müsse. Solche Zeichnungen könne nur ein wirklicher Maler liefern.

„Schön!“ sagte der Herkules. „Dann soll er uns Alle zeichnen und das Bild in seinem illustrierten Journal erscheinen lassen. Ich habe zu Hause gute Freunde und eine trauernde Braut; die werden sich freuen, wenn sie mich in dem illustrierten Journal sehen, sitzend bei treuen Kameraden an einem guten Lagerfeuer, bei Wein und Tabak und sonstigen guten Sachen, in völliger Freiheit wie ein König des Waldes!“

„Hurrah!“ schrien die anderen Schelme. „Ja, so soll es sein! Es lebe Patrick O'Flaherty, unser Häuptling, der König des Waldes! Und das Bild unseres Lagers soll in's illustrierte Journal!“

„Ich bin bereit, meine Herren, Euren Wunsch zu erfüllen!“ rief Somers. „Aber dann dürft Ihr uns kein Leid zufügen!“

„Ich denke nicht daran,“ versetzte der Herkules. „Wir sind ja keine Unmenschen. Warum sollten wir uns nicht als gute Freunde mit einander vertragen können? Nun, Jungens, greift zu und pakt aus! Das soll eine lustige Nacht werden!“

Der Händler mußte schweigend ansehen, wie sein Waarenvorrath geplündert wurde, und noch gute Miene zum bösen Spiele machen, um die gefährlichen Menschen nicht zu erzürnen. Diese waren voller Jubel bei dem Anblick so vieler langentbehrten Habseligkeiten. Alsdann begann beim Lagerfeuer ein großartiges Zechgelage, bei welchem die geraubten Spirituosen in Strömen flossen. Als gezwungene Gäste mußten der Händler und dessen Passagier daran Theil nehmen. Der junge Maler aber wußte sich bald unter dem Vorwande davon frei zu machen, daß er seinem Versprechen gemäß die effektvolle Scene zeichnen wolle. Beim Scheine des Feuers und dem Lichte einer Laterne, welche Davis gehörte, skizzirte er flüchtig mit gewandtem Stift die wilde Gesellschaft am Lagerfeuer. Es wurde ein pittoreskes Bild, womit er selber sehr zufrieden war, und so auch die Flüchtlinge, die in besonderes Entzücken geriethen über die Porträthähnlichkeit der Köpfe der kleinen Figuren.

„Das ist sehr gut so,“ sagte der Herkules zufrieden. „Meine Physiognomie ist zwar etwas geschmeichelt, aber das macht nichts. Nun seht gefälligst darunter als Unterschrift: Der König des Waldes und seine Getreuen.“

„Herrlich!“ rief der Maler, indem er dem Wunsche flugs entsprach.

„Sobald Ihr fertig seid, kommt wieder zum Trinkvergönnen.“

„Danke,“ sagte Somers, „ich habe wirklich schon genug, auch bin ich furchtbar müde. Ich möchte mich am liebsten schlafen legen.“

„Ich auch,“ brummte der Händler. „Für mich ist dies Trinkgelage wahrhaftig kein Vergönnen. Ich muß ja die ganze Zech bezahlen.“

„Nichts da! Ihr bleibt bei uns! Es ist eine große Ehre für Euch, wenn wir Euren Wein und Brandy vertilgen.“

Zimmer toller wurde das Gelage. Nach mehreren Stunden waren vier von den Schelmen total berauscht niedergesunken und entschlummert, ebenso der Storehalter. William Somers schlief bereits seit längerer Zeit.

Nur noch Patrick O'Flaherty und einer von seinen irländischen Genossen setzten das Gelage fort. Der Branntwein schien über sie keine

Gewalt zu haben, denn sie unterhielten sich noch ziemlich vernehmlich und hatten es miteinander ausgemacht, bis zum Morgen zu zechen.

Plötzlich mitten in der Nacht erwachte der Maler jählings und ein Schauer überrieselte ihn. Eine kalte, glatte, schlüpfrige Eidechse war ihm über Gesicht und Hals getrochen und hatte das Gefühl des Schauders veranlaßt. Er scheuchte durch eine Handbewegung das übrigens harmlose Thier fort und starzte dann um sich.

Er sah die vier schlafenden Sträflinge und daneben den schnarchenden Händler. Und er sah auch den zechenden Häuptling der Bande und dessen irländischen Genossen beim Feuer; er hörte, was sie sprachen, unvorsichtig und laut, wie Leute, die viel getrunken haben und sich nun ihrer Unvorsichtigkeit nicht bewußt sind.

Ein paar Worte erregten in hohem Grade sein Interesse.

Diese Worte waren: „Große Station der Gebrüder Hamilton... günstige Gelegenheit...“

Er stellte sich schlafend, aber lauschte angestrengt, denn hier schien ihm eine arge Vöberei im Werke zu sein.

„Woher weißt Du denn eigentlich so genau Bescheid auf der Hamilton'schen Station?“ fragte der Herkules.

„Das will ich Dir erklären,“ versetzte der Andere. „Vor zwei Jahren erhielt ich wegen guter Führung einen Erlaubnißschein, um Arbeit zu suchen.“

„Dies Ticket of leave hüpfst Du aber später wegen irgend welcher Streiche wieder ein.“

„Ja, leider. Ich fand damals Beschäftigung auf Hamilton's Station.“

„Es sind zwei Besitzer?“

„Ja, der Eine ist unverheirathet, der Zweite hat eine Frau, sowie zwei Söhne und zwei Töchter. Dann gibt es da außer den Schäfern, die meistens weit weg von der Station sind, noch drei Aufseher und sonst ein paar alte Hausdiener. Wir können leicht mit ihnen fertig werden, glaube ich, wenn wir sie in der Nacht jählings überrumpeln. Die Schaffschere sind jetzt nach der Schur wieder fortgezogen.“

„Und die Hamiltons sind so reich?“

„Schwer reich! Sie haben Alles auf der Station, was wir gebrauchen können, besonders schöne Flinten und sonstige Waffen, auch herrliche Reitpferde. Wenn wir eine ordentliche Buschräuhdscherkompagnie etabliren wollen, so müssen wir zuverlässige Waffen und gute Pferde haben.“

„Du hast Recht. Aber jetzt haben wir keine Waffen, abgesehen von diesem erbeuteten Revolver und einigen schlechten Messern; wie können wir unter solchen Umständen es wagen, die Station zu überfallen?“

„Die Hamiltons sind ziemlich sorglos und es wird dort Nachts nicht mit sonderlicher Vorsicht Wache gehalten. Ein plötzlicher kühner nächtlicher Ueberfall kann uns also gar wohl sehr rasch in Besitz desjenigen bringen, was wir nothwendig haben müssen.“

„Sind Hunde da?“

„Ja, ein paar große Doggen.“

„Die werden Lärm machen.“

„Ich habe während meiner Anwesenheit auf der Station die Thiere an mich gewöhnt. Wenn ich vorausgehe, sie kurre mache und rasch tödte, so sind wir auch von dieser Seite sicher.“

„Dann ist's gut.“

„Wann sollen wir das Geschäft in's Werk setzen?“

„Die Station ist fünfundzwanzig englische Meilen weit von hier; also wollen wir uns morgen und übermorgen noch pflegen an den guten Sachen, die wir erobert haben, um uns zu erholen von den Strapazen unserer Flucht. Den Rest der Beute wollen wir in ein sicheres Versteck schaffen. Und dann wird es Zeit sein, ernstlich an die Arbeit zu gehen.“

„Also in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag?“

„Ja, am Sonnabend Morgen wollen wir den Marsch nach der Station antreten. Abends können wir dort sein.“

Dies Gespräch der beiden Verbrecher belauschte der Maler William Somers.

„Das ist eine seltsame Fügung des Schicksals!“ dachte er im Stillen. „Ich bin dazu ausersehen, die brave Familie Hamilton zu schützen, sie zu benachrichtigen von dem Ueberfall, welchen diese Schurkenbande beabsichtigt. So war es also kein Unglück, sondern vielmehr der glücklichste Zufall, daß ich mich im Gumwalde verirrete.“

Er stellte sich nach wie vor schlafend, aber er schlief bis zum Morgen nicht mehr, denn er war zu aufgeregert.

Als es Tag geworden war und Alle wach waren, erbat sich der Händler von dem großprahlerschen „König des Waldes“ die Erlaubniß, in Frieden weiter seines Weges ziehen zu dürfen.

„Das habe ich gelobt,“ sprach der Häuptling lallend. „Aber zuvor ist noch eine kleine Formalität zu erfüllen: liefert Eure Börse aus!“

„Ich auch?“ fragte Somers.

„Das versteht sich.“

„Laßt mir aber meine Stizzenmappe!“

„Die sei Euch belassen.“

„Patric!“ sagte einer von den Schelmen, „sollen wir nicht lieber den Karren und das Pferd auch als gute Priße erklären?“

„Nein. Wozu kann uns der Karren nützen und der steife alte Gaul? Bald werden wir Gelegenheit finden, uns die besten Pferde zu verschaffen, welche in Neusüdwaless zu haben sind.“

„Wenn es sich so verhält, dann mag er abfahren.“

„Danke, Gentlemen!“ rief Davis, der mittlerweile sein Pferd angeschirrt hatte und mit dem Maler in den Planwagen gestiegen war.

„Na, ich empfehle mich bestens!“

„Fahrt zu, würdiger Handelsmann! Leb wohl, Herr Maler!“ rief O'Flaherty.

„Lebt wohl!“ rief Somers zurück. Und leise murmelte er für sich: „So lange, bis wir Dich erwischen, Du Spitzbube!“

Dann rollte der ausgeplünderte Planwagen weiter in den Gumwald hinein.

„Wohin wollt Ihr nun?“ fragte der Künstler nach einer Viertelstunde.

„Wohin?“ entgegnete der Händler erstaunt.

„Nun, es versteht sich, so rasch wie möglich nach Golden-Gully, um schleunigst den verwünschten Buschleppern die Buschpolizei auf den Hals zu heben.“

„Ist dort eine Polizeistation?“

„Nein. Wir müssen einen Eilboten nach Dubbo oder Wellington schicken.“

„Das dauert ja viel zu lange. Da weiß ich ein besseres Mittel, um rasch die Verbrecher zu erwischen und unschädlich zu machen.“

„Wie denn?“

Somers berichtete das Gespräch der beiden Sträflinge, welches er in der Nacht belauscht hatte.

„Ihr meint also, Mr Somers, wir sollen nicht nach Golden-Gully, sondern nach der Hamilton'schen Schäferei fahren?“

„Das meine ich. Wißt Ihr den Weg?“

„Um, nicht so recht. Aber einmal, als ich den Wald weiter oben passiren mußte, weil ein Bach sehr angeschwollen war, da habe ich Gelegenheit gehabt, von ferne eine Schäferhütte der Station zu sehen.“

„Getraut Ihr Euch, den Weg dorthin zu finden.“

„O ja!“

„Dann müssen wir nach der Station eilen. Es ist unsere Pflicht, die Bewohner derselben zu warnen.“

„Wann, sagtet Ihr, soll der Ueberfall geschehen?“

„In der Sonnabendnacht.“

„Aber bis dahin ist keine Polizei zur Stelle zu schaffen.“

„Sind die Bewohner der Station gewarnt, so können sie sich selber schützen.“

„Ihr habt Recht, Sir.“

„Wenn Ihr den reichen Stationshaltern einen solchen wichtigen Dienst erweist, so werden sie wahrscheinlich gerne bereit sein, Euch den bedeutenden Schaden zu ersetzen, welchen Ihr erlitten habt.“

„Das wäre für mich ein großes Glück.“

„Also nach der Station!“

Als dies demnach abgemacht war, schlug der Händler nach einer Weile mit seinem Fuhrwerk eine mehr nördliche Richtung ein.

Er wußte in der That ohne sonderliche Schwierigkeiten den Weg zu finden. Noch vor Anbruch der Dämmerung erreichte der Planwagen die Schäferhütte, wo sie einen Schäferjungen antrafen, bei dem sie sich nach dem nächsten Wege zum Herrenhause erkundigten und dann weiter fuhren.

Eine halbe Stunde später sahen sie das große weißläufige Wohnhaus, welches zwar nur einstädtig gebaut war, aber doch sehr stattlich und behäbig ausah.

Zwei große Doggen sprangen dem Planwagen entgegen und erhoben ein gewaltiges Gebell. Doch als sie den Maler erblickten, verwandelte sich ihr Gebell in freundliches leises Knurren.

Jetzt kam auch ein junges, schönes, siebenzehnjähriges Mädchen vor der Hausthüre zum Vorschein.

„O, Mr. Somers!“ rief sie mit froher Ueberraschung, „wie gut, daß Sie wieder da sind! Ach, wie haben wir uns um Sie geängstigt! Wir dachten, es könnte Ihnen im Busch etwas Schlimmes zugestoßen sein. Ralph und Harry haben vergeblich nach Ihnen gesucht und so auch der Papa und ein Aufseher. Der Letztere sucht immer noch.“

„Hoffentlich kommt der Mann recht bald zurück,“ versetzte der Künstler. „Ha, mein Fräulein, es war das größte Glück, daß ich mich im Gumwalde verirrete, darin diesem braven Kaufmann begegnete und mit ihm in die Gewalt einer Räuberbande fiel.“

„Mein Gott — und das nennen Sie noch ein Glück?“

„Ja, Sie sollen sogleich die Erklärung erhalten. Ist Ihr Herr Vater zu Hause?“

„Er ist eben zurückgekommen.“

„Ich muß ihn sogleich sprechen.“

Es kamen zwei Knechte auf den Hof und erhielten den Auftrag, für die Unterbringung des Fuhrwerks zu sorgen.

Somers und Davis gingen in's Haus.

Mr. Hamilton und dessen Bruder, zwei würdige hochachtbare Gentlemen, begrüßten herzlich den jungen Gastfreund, dessen Verschwinden ihnen so viele Sorge bereitet hatte, und auch den Gefährten desselben.

Der Maler berichtete dann ausführlich das Abenteuer im Gumwalde und den Ueberfallsplan der Buschrähd'scher, welchen er belauscht hatte.

Darüber geriethen die Stationshalter wohl in Aufregung, aber keineswegs in Furcht. Hatten sie doch gute Waffen in Fülle, woran es den Spitzbuben fehlte. Nun, da sie gewarnt waren vor der Gefahr, die ihnen drohte, konnten sie mit Eifer und Energie die Vorbereitungen zur Abwehr treffen.

„Es ist der nichtsnutzige Ticket of leave-Mann O'Brien, der diesen Schurkenstreich ausgeheckt hat,“ bemerkte der ältere Hamilton. „Eine Zeit lang hat dieser Bursche auf der Station gearbeitet, doch mußten wir ihn bald wegen schlechter Streiche wieder fortjagen.“

„Er hat die Absicht ausgesprochen, Ihre schönen Doggen zuerst kirre zu machen und sie dann zu tödten.“

„Ich werde die Thiere in Sicherheit bringen lassen. Da wir selber Wache halten werden, brauchen wir die Hunde ja nicht, wenn nicht vielleicht zulezt zur Heze auf die Bösewichte.“

Vier rüstige und muthige Schäfer wurden am Sonnabend nach der Station beordert. Im Ganzen bestand nun die Vertheidigungsmannschaft aus zwölf Männern, die alle hinreichend bewaffnet werden konnten.

Als die Sonnabendnacht hereingebrochen war, lag die Station wie gewöhnlich in tiefer Stille da. Es war sehr dunkel, Mitternacht nahe. Da schlich eine Gestalt durch den Garten auf den Hofplatz und lockte leise die Hunde. Aber keine von den Doggen war zu bemerken. Der Buschrähd'scher schlich vorsichtig zu der Hundehütte hin und wiederholte sein Mandöver. Doch gerieth er in einigens Erstaunen, als er nach näherer Untersuchung die Hütte leer fand. Behutsam entfernte er sich vom Gehöft und schlich zu seinen Genossen zurück, die am Waldrande auf der Lauer lagen.

„Hast Du die Hunde bei Seite geschafft?“ fragte O'Flaherty.

„Es sind keine Hunde da“ versetzte der Späher. „Das hat mich einigermassen überrascht.“

„Ich finde das verdächtig.“

„Dazu ist doch wohl keine Ursache. Wahrscheinlich sind die Söhne des Stationshalters auf einer Waldstreiferei abwesend und haben die Doggen mitgenommen. Das ist auch schon früher zuweilen vorgekommen.“

„Sonst ist Alles ruhig?“

„Alles wie ausgestorben. Ich bin überzeugt, die Leute schlafen.“

„Dann vorwärts!“

Und die ruchlose Bande schlich der Station zu. Sie gelangte auf den Hofplatz, der an zwei Seiten von einem Stalle und einem Vorrathshause eingeschlossen war. Die dritte Seite wurde durch die Hinterfront des Wohnhauses gebildet.

O'Brien näherte sich einem Fenster und wollte eine Scheibe eindringen.

Da wurden plötzlich mehrere Thüren geöffnet. Der Lichtschein vieler Laternen überfluthete den Hof und die zwölf muthigen und gut bewaffneten Vertheidiger kamen zum Vorschein.

„Ergebt Euch, Ihr Schurken!“ rief Mr. Hamilton.

„Flieht!“ schrie O'Flaherty. „Ha, verdammt! Hier ist Berath im Spiele! Ich sehe den verwünschten Maler!“

Er feuerte einen Revolverchuß auf den jungen Mann ab, traf ihn aber nicht.

Dann feuerte einer von Hamilton's Söhnen und verwundet stürzte der „König des Waldes“ zu Boden.

Die Anderen wollten sich noch zur Wehre setzen und es wurden noch zwei von ihnen durch Schüsse verwundet. Als sie dann aber die große Uebermacht gewahrten und einsahen, daß sie umstellt seien, da ergaben sie sich.

Sie wurden sämmtlich gefesselt und in einem festen Kellergelaß untergebracht.

In der Frühe des folgenden Morgens ritt ein Eilbote nach der Polizeistation in Dubbo. Von dort kamen nach einigen Tagen Polizisten an, welche die gefangenen Verbrecher in Empfang nahmen und zur wohlverdienten Bestrafung abführten.

Der Händler Davis wurde für seinen Verlust von den Stationshaltern reichlich entschädigt.

Somers verweilte noch einige Zeit auf der Station und in den benachbarten Minenlagern. Dann setzte er die Kunstreise fort, bis er seine Zwecke erfüllt hatte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Literarische Kuriosa. — Auf literarischem Gebiete hat der nimmer rastende menschliche Geist oft die seltsamsten Produkte hervorgebracht, in denen sich nutzlose Arbeit, Spielerei, ja selbst Unsinm bergen. Schon der griechische Dichter Laos (um 550 v. Chr.) suchte sich durch einen Lobgesang auf die Ceres und eine Ode auf die Centauren zu verewigen, in welchen beiden Gedichten kein einziges „p“ vorkam. P. Portius hingegen schrieb ein Gedicht unter dem Titel „Pugna porcorum“ (die Schweineschlacht), in welchem jedes Wort mit einem „p“ beginnt. Hugobald, Abt von St. Quant (gest. 930) verfasste einen 130 Verse umfassenden Hymnus auf die Glasköpfe, welcher zur Verherrlichung Karls des Kahlen geschrieben ist und die Eigenthümlichkeit hat, daß jedes Wort mit „c“ anfängt. Auch Martin Hamsonius Ferner (gest. 1621) ist der Autor eines aus 900 Versen bestehenden Gedichtes von der gleichen Eigenthümlichkeit. Johann Cäcilus Frey, ein deutscher Arzt, welcher 1631 zu Paris starb, dichtete ein

lateinisches Loblied auf Gaston von Orleans, worin jedes Wort mit einem „g“ beginnt, sowie eine Ode auf Maria von Medicis, in welcher Wort für Wort mit „m“ beginnt. Von Lope de Vega ist ein ganzer Cyltus von Novellen vorhanden, von denen die erste kein „a“ die zweite kein „o“, die dritte kein „i“, die vierte kein „o“, die fünfte kein „u“ enthält. Im Jahre 1805 erschien aus der Feder eines gewissen Gottlieb Wilhelm Burmann ein Band Gedichte, der die einzige Merkwürdigkeit aufzuweisen hat, daß in ihm der Buchstabe „r“, bekanntlich einer der häufigsten in unserer Muttersprache, nicht ein einziges Mal vorkommt. Auch ein anderer Autor, Dr. Franz Rittler, leistete einen ganzen Roman unter dem Titel „Die Zwillinge“, aus welchem der Buchstabe „r“ gleichfalls völlig verbannt ist. Die Büchertitel waren bekanntlich früherhin durchgehends viel weitläufiger als heutzutage, öfters sogar von einer bandwurmartigen Länge, indem die Verfasser, sei es im Interesse der Klame oder aus harmloseren Gründen, den Inhalt ihrer Bücher möglichst vollständig und speziell schon im Titel darzulegen suchten. Wenn Fischart von seiner „Affenteuerlichen

und ungeheuerlichen Geschichtsklitterung vom Leben, Thaten und Thaten der... Helden und Herren Grandgauer, Gargantua und Pantagruel“ meldet, daß er sie nach Rabelais' „überschrecklich lustig auf den deutschen Meridian versirt“ habe, und wenn Grimmselhausen dem ausführlichen Titel seines „Abentheuerlichen Simplicissimus“ beifügt: „Ueberaus lustig und männiglich nützlich zu lesen“, so entwickelten die beiden großen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts im Verhältnis zu kleineren Zeitgenossen noch ein hohes Maß von Bescheidenheit. Außerst schnurrig ist ein Buch aus dem Jahre 1717: „Die verteidigte Mäde-Heirath, das ist: Gründlicher Beweis, daß alle diejenigen nicht zu tadeln, welche ihre Mäde geeheliget.“ Der Titel eines im Jahre 1738 in Hamburg erschienenen Buches lautete: „Das Buch der Natur und der Offenbarung, in welchem nachfolgende Geschöpfe, als die Sonne, Mond und Sterne, Himmel, Wolken, Regenbogen, Regen, Schnee, Blitz, Donner, Hagel, Thau, Luft, Vögel, Wind, Wasser, Meer, Fische, Feuer, Erde, Berge, Bäume, Wurzeln, Gras, Blumen, Brod, Wein, Del, Honnig, Steine, Asche, Thiere, Gewürme, Metallen, Seele, Leib, das

Humoristisches.



Umgekehrt.

Meister, der Rod sieht schlecht, er schlottert ordentlich um meinen Körper; Sie haben ihn zu wenig gefüttert.
— Ich bitte um Entschuldigung, Herr Meier, sollten Sie sich nicht zu wenig gefüttert haben?



Doppelsinnig.

Dame: Ist denn dieser Regenschirm auch solid gearbeitet?
Schirmfabrikant: Gnädige Frau, Sie dürfen überzeugt sein, hier derart bedient zu werden, daß Sie mich bald wieder beehren.

Haupt, Augen, Ohren, Nase, Zunge, Zähne, Herz, innwendige Theile, das Blut, die Hände und Füße, als ein Bild Gottes und des Menschen, an welchen derselbe Gott in seinen Eigenschaften und sich selbst erkennen kann, betrachtet werden, worunter anjehzt zuerst die Sonne, der Mond und die Sterne, als ein solches doppeltes Bild vorgestellt werden von Meninto.“ Vorstehender Titel ist übrigens noch lange nicht der längste, den wir bei den in jener älteren Zeit angezeigten Büchern antreffen; es sind darunter eithige noch dreimal so lange. [G. Pf.]
Zwei Gegensätze. — Der Dichter Sebaine nahm für die erste Ausführung seines Stückes „Der Philosoph ohne es zu wissen“ ein Baltonbillet, um von dort aus der Ausführung beizuwohnen. Das Stück gefiel gleich in den ersten Akten außerordentlich, so daß nach dem dritten Akte allgemeiner Applaus im Hause herrschte. Der Dichter aber stand auf, lehnte sich über die Brüstung und rief frohlockend dem Publikum zu: „Geduld; warten Sie nur bis zum fünften Akt, da werden Sie erst zu applaudiren haben!“ Gerade entgegengesetzt benahm sich La Fontaine; er ging fast so weit, wie jener gutmüthige Dichter, welcher seinem Nachbar, der Lust zu pfeifen hatte, seinen Schlüssel dazu ließ, er schloß mitten bei der Ausführung seines „Florentin“ ein. [S.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Bilder-Räthsel in Nr. 29:
Die Freiheit besteht darin, daß ein Jeder thut, was er soll.

Räthsel.

Ein harter Schlag ruft mich in's Leben,
Ein Schlag, der Narbe nie vergeht,
Ein Schlag, der trotz so manchem Widerstreben
Doch meinen Werth erhöht.
Ich bin bestimmt zu stillen das Verlangen
Und rege auch Begierden an.
Ich habe Kopf, doch sage ich's mit Bangen
Und tiefem Weh — ich bin kein Mann.
Ich bin des Freblers Lohn,
Ich bin der Tugend Ende,
Erfreue manches Herz und trockne Thränen ab.
Ich sporne an zum Fleiß, ich trüge und ich blende
Und bin doch oft des Fleißes Grab,
Verhärte das Gemüth und geb' ihm süßen Frieden,
Ich bin des Hochmuths Pfahl, ich bin der Dummheit Schild.
Und wie im Jugendreiz Dir einst die Wangen blähten,
So werd' ich, alt, der Jugend Bild. [Br.]

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösungen von Nr. 29: der Charade: Dollart — Dollar; des Silben-Räthsel: Antimonium, Nerba, Droque, Elixir, Kavaklat, Sirach, Elegie, Nation (Andersen — Märchen).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Südentschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.
Beditgirt, gedruckt und herausgegeben von
Germann Schönlein in Stuttgart.